

Grußwort

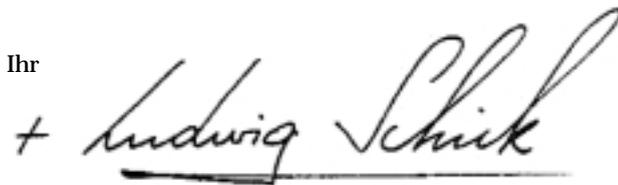
Beim Begriff Märtyrer tut Unterscheidung not. Auch Fanatiker, die für eine Ideologie unschuldige Menschen mit sich in den Tod reißen, nennen sich „Märtyrer“. Der 11. September 2001 hat dies auf erschreckende Weise deutlich gemacht. Was zeichnet einen christlichen Märtyrer aus?

Christliche Märtyrer haben einen unbedingten Respekt vor der Würde jedes einzelnen Menschen, unabhängig von Glaube, Rasse, Herkunft oder Geschlecht. Sie sind Zeugen des Evangeliums. Unter der Preisgabe ihres eigenen Lebens setzen sie sich in der Nachfolge Christi für das Leben anderer ein, besonders für die Armen und Bedrängten. So sind sie für uns ein leuchtendes Beispiel im Glauben und im Einsatz für eine gerechte und friedliche Welt. Sie bezeugen die Echtheit und Fruchtbarkeit der Kirche zu allen Zeiten.

Ich freue mich sehr, daß mit der vorliegenden Broschüre Märtyrer aus unserem Erzbistum vorgestellt werden. Denn das außergewöhnliche Leben von Persönlichkeiten aus unserer unmittelbaren Umgebung berührt uns oft mehr als das von Menschen aus fernen Ländern. Der Publikation wünsche ich eine weite Verbreitung in unserem Erzbistum. Mögen uns die Märtyrer stets ein Vorbild echter Aufrichtigkeit, unerschrockenen Mutes und tatkräftiger Nächstenliebe sein.

Bamberg im Oktober 2002

Ihr

A handwritten signature in black ink, reading "Ludwig Schick". The signature is written in a cursive style and is positioned to the right of a small plus sign. Below the signature, there is a horizontal line that serves as a separator.

Prof. Dr. Ludwig Schick
Erzbischof von Bamberg

Martyrium

Unsere Vorstellungen vom Begriff des Martyriums bleiben mit dem Namen des ersten Märtyrers verbunden, des Erzmärtyrers Stephanus. Er, der wohl selbst noch Jesus kennengelernt hatte, bekannte vor Gesetzeslehrern, daß er diesen Jesus zur Rechten Gottes sitzen sehe, eine Gotteslästerung für jeden rechtgläubigen Juden, und sie steinigten ihn (Apostelgeschichte 6,8-15 und 7,54-60). Wer von ihnen war nun im Recht?

Von Anfang an mußten die, die sich als Christen bekannten, mit Verfolgung und Hinrichtung rechnen, und dennoch wuchs ihre Zahl. Überraschend schnell breitete sich die Lehre der Bauern und Fischer vom See Genesareth im römischen Weltreich aus. Als im Jahre 64 nach Christus ein verheerender Brand Rom, das Zentrum des römischen Weltreiches, in Schutt und Asche legte und das Volk den Kaiser der Brandstiftung bezichtigte, machte dieser die Christen als den „Abschaum des Menschgeschlechtes“ (Tacitus: *Odium humani generis*) für das Feuer verantwortlich und ließ sie – den aufgebrachten Massen zur Belustigung und Beruhigung – den Bestien zum Fraß vorwerfen, andere als lebende Fackeln bei nächtlichen Zirkusvorstellungen brennen. Allen weiteren Christenverfolgungen im römischen Reich blieb etwas von der Willkür und Grausamkeit dieser ersten Verfolgung zu eigen bis hin zu der letzten und größten unter Kaiser Diokletian (284–305), obwohl schon im Jahre 112 auf Grund der Anfrage des jüngeren Plinius, des Stadthalters von Bithynien (in der heutigen Türkei) bei Kaiser Trajan eine rechtliche Regelung des Vorgehens gegen die Christen erfolgte: Wer des Christentums verdächtigt wurde, war von Staats wegen aufzufordern, dem Standbild des als Gott verehrten regierenden Kaisers Weihrauch zu streuen und am Opfermahl teilzunehmen. Tat er das nicht, war er hinzurichten. Die frühe Christenheit bewahrten die Gebeine der Blutzegen und errichtete Kirchen über ihren Gräbern. Das Mittelalter stellte ihr Bekennen und ihre Marter in frommen Gemälden und Schnitzereien dar, und auch – wie es uns heute scheint – mit lustvoller Realistik. 1584 ließ Papst Gregor XIII. die Lebensgeschichte aller damals bekannten Märtyrer im „Martyrologium Romanum“ sammeln.

Und noch ein Zeitalter hat gerade hier in Franken unser Märtyrerbild geprägt: die Zeit des Barock und Rokoko. Der Gnadenaltar der 14 heiligen Nothelfer von Johann Jacob Michael Küchel in Balthasar Neumanns Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen ist dafür das beste Beispiel. In wallenden weißen Gewändern, das Wogen von Goldbordüren gefaßt, stehen sie auf hohen Postamenten. Ihr Martyrium hat sich verflüchtigt zu einem ikonographischen Symbol, dem zerbrochenen Rad der heiligen Katharina oder der Seilwinde des heiligen Erasmus. Sie haben Marter, Schmerzen, Leid und alles Irdische überwunden und schauen nun in ekstatischer Verzückung Gottes Herrlichkeit. Sie sind zu Zeugen einer triumphierenden Kirche geworden.

Die Epoche der Aufklärung und die des bürgerlichen Liberalismus im 19. Jahrhundert verbannten den Begriff des Martyriums in das „finstere“ Mittel-

alter; Vernunft und Toleranz, so erwartete man, würden eine neue, eine humane Epoche der Menschheitsgeschichte herbeiführen. Leider wurde diese Hoffnung grausam enttäuscht. Unter den totalitären Regimen des Nationalsozialismus und des Kommunismus in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts mußten sicher mehr bekennende Christen ihr Leben lassen als in den 300 Jahren der Verfolgung durch römische Kaiser. Papst Johannes Paul II. hatte recht, als er in seinem apostolischen Schreiben *Tertio millennio adveniente* 1994 feststellte: *In unserem Jahrhundert sind die Märtyrer zurückgekehrt*, und als er der Weltkirche den Auftrag gab, die Lebensgeschichte aller derer zu sammeln, die im 20. Jahrhundert ihr Leben für Christus ließen, damit die Erinnerung an ihr Zeugnis nicht verlorengelange.

Neuer Martyriumsbegriff

Dabei aber stellte es sich heraus, daß der überlieferte Martyriumsbegriff auf die Opfer der Verfolgungen des 20. Jahrhunderts nicht mehr anzuwenden war. Der Katechismus der katholischen Kirche von 1993 definiert: „Das Martyrium ... ist ein Zeugnis bis zum Tod. Der Märtyrer legt Zeugnis ab für Christus ... Er legt Zeugnis ab für die Wahrheit des Glaubens und die christliche Glaubenslehre“. Diese Definition vermeidet es, Näheres über die Umstände auszusagen, unter denen ein solches Zeugnis abgelegt wird, und gibt auch keinen Hinweis darauf, was „die christliche Glaubenslehre“ beinhaltet. Hier soll jedoch nicht ein Mangel der Definition aufgezeigt werden, es wird vielmehr darauf verwiesen, daß die Neuformulierung bereits der geforderten Modernisierung des alten Martyriumsbegriffes entspricht. Für die Aufnahme in das Deutsche Martyrologium war entscheidend, daß der Zeuge sein Leben aus christlicher Überzeugung lebte und sein Sterben die unvermeidbare und bewußt angenommene Folge seines Lebensweges war. Der Märtyrer legt also durch seine Lebensweise Zeugnis ab „für die Wahrheit des christlichen Glaubens“, und diese Wahrheit umschließt nicht nur die „christliche Glaubenslehre“ sondern auch das Streben danach, Gerechtigkeit und Frieden für alle Menschen zu verwirklichen. Die alte Bestimmung, daß der Märtyrer dem „Glaubenshaß“ seiner Verfolger zum Opfer gefallen sein müsse, gilt nach wie vor: Er wird Opfer derer, die Recht und Gerechtigkeit und damit auch Christus verachten.

Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts

Die deutsche Bischofskonferenz nahm die Anregung des Papstes auf und ließ die Biographien aller der katholischen deutschen Frauen und Männer sammeln, die in ihrem Leben für Christus, für die Kirche, für Gerechtigkeit und Frieden eintraten und deswegen ihr Leben verloren. Die Lebensberichte wurden in dem zweibändigen Werk „Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts“ veröffentlicht. Es umfaßt die Lebensbilder von 705 Frauen und Männern. Von ihnen sind rund 350 Opfer des Nationalsozialismus und rund 150 Opfer des Bolschewismus. Ungefähr 150 verloren ihr Leben in den Missionsgebieten der Welt. Eine Gruppe von 50 Personen umfaßt nur Frauen,

die sich gegen eine Vergewaltigung wehrten und dabei ihr Leben einbüßten. Die Kirche würdigt ihre Haltung als Reinheitsmartyrium. Das Opfer der Christen, die nicht der katholischen Kirche angehörten, wird anerkannt und mit Hochachtung erwähnt.

Erstaunlich ist, daß heute, kaum 60 Jahre nach der Zeit der größten Verbrechen wider Menschlichkeit und Christentum in der Geschichte, diese Taten und das Zeugnis der Opfer kaum mehr zur Kenntnis genommen werden. Ist das darauf zurückzuführen, daß wir über den Problemen der Gegenwart – etwa im Kampf gegen Hunger, Überproduktion und Umweltzerstörung – nur zu leicht vergessen, welche Opfer gebracht werden mußten, ehe in unserem Teil der Welt ein gewisses Maß von Frieden, Toleranz und Gerechtigkeit verwirklicht werden konnte? Oder verleitet uns gar der von früheren Generationen erarbeitete Wohlstand zu Sorglosigkeit? Es ist nicht selbstverständlich, daß uns Wohlstand, Toleranz und Frieden beschert sind, diese Ideale eines messianischen Zusammenlebens müssen vielmehr von uns selbst in einem ständigen Bemühen angestrebt werden. Daher steht es uns an zu bedenken, welche Opferbereitschaft und welche geistige Anstrengung notwendig sind, um das Geschaffene zu erhalten, zu mehren und der Zukunft weiterzugeben.

Das Deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts enthält auch die Biographien von zehn Frauen und Männer aus dem Erzbistum Bamberg. Ihnen ist dieses Heft gewidmet.

Die Märtyrer des Nationalsozialismus

Wie konnte es dazu kommen? Das haben sich wohl schon unsere Väter gefragt, als sie der grausamen Selbsttäuschung des Nationalsozialismus und den Bomben der feindlichen Luftflotten entkommen waren und mit dem Neuaufbau eines besseren deutschen Staates begannen. Wie es dazu kam? 50 Jahre lang haben sich Geschichtswissenschaftler bemüht, Licht in das Dunkel der nationalsozialistischen Vergangenheit zu bringen. Die Ergebnisse dieses Bemühens sind im einzelnen umstritten, im grundsätzlichen jedoch anerkannt. Inwieweit sie jedoch von der Öffentlichkeit angenommen werden, ist eine andere Frage. Auch das Fernsehen unternimmt es immer wieder zu zeigen, wie es damals war. Es scheint jedoch, daß dieses Bemühen der Medienfachleute vielfach nur dazu verführt, der Nostalgie, also einem unverbindlichen und fruchtlosen Sich-erinnern, zu frönen.

Der Rückblick auf die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges zeigt Ungeheuerliches. Nur zu leicht könnte man versucht sein, diesem Ungeheuerlichen auszuweichen und der jüngsten Vergangenheit unseres Volkes

nicht mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als irgendeinem anderen historischen Geschehen. Dann wäre die radikale Zuwendung zu Entgegengesetztem und ganz Neuem eine verständliche Folge. Mißtrauen gegenüber jeder allgemeingültigen Verpflichtung – weil diese im Verdacht stünde, ideologischen Zwang auszuüben – und ein unbekümmertes Leben in Gegenwart, Wohlergehen und Beliebigkeit wären die Antwort auf eine Epoche selbst auferlegten ideologischen Zwanges und selbst verschuldeter Not. Ehe aber solche Folgerungen gezogen werden, sollte man doch nach anderen Möglichkeiten der Vergangenheitsbewältigung fragen.

Wollen wir nicht behaupten, daß das gesellschaftliche und politische Geschehen auf mechanische, überpersönliche Kräfte zurückzuführen ist, müssen wir an die Gestaltungsmöglichkeit und an die Gestaltungsfreiheit des Menschen glauben. Alle Ereignisse, und seien sie noch so groß und bedeutend, sind letztlich auf die Zustimmung oder Ablehnung, auf das Mittun oder Abwehren des einzelnen Bürgers in seiner konkreten persönlichen Situation zurückzuführen. Jeder einzelne kann sich selbst dem allgemeinen Trend überlassen oder den Entschluß fassen, einen eigenen Weg auf Grund der eigenen Gewissensentscheidung zu gehen. Damit wird die Frage „Wie es dazu kommen konnte“, zu der viel schwierigeren, weil in die Tiefe der Persönlichkeit greifenden Frage nach der Rolle, die der einzelne damals im Zeitgeschehen spielte. Dann kann sich niemand in die verantwortungslose Rolle eines Kollektivmitgliedes oder in die Funktion eines Rädchens im Gesellschaftsgetriebe zurückziehen. Eine solche Sicht der Dinge fordert die Verantwortlichkeit des einzelnen und fragt danach, wie er seinen Verpflichtungen gerecht wird. Das aber bedeutet auch die Frage nach Recht und Schuld. Wie es dazu kam? Es kam dazu durch das Versagen und durch die Schuld des einzelnen.

In ihrer Schrift „Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 50 Jahren“ stellten die deutschen Bischöfe fest: „Angesichts des Unrechts und Leids, das unter dem Zeichen des Nationalsozialismus über die Menschen und die Völker gebracht wurde, ist jedoch ein Zurückweichen vor der Schuldfrage nicht zu rechtfertigen. Nur wo Schuld anerkannt und bereut wird, können Vergebung und Versöhnung wachsen. Dies wissen gläubige Christen und dies bestätigt die allgemeine Lebenserfahrung.“ Damit appellierten sie an das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit und der persönlichen Schuld jedes Einzelnen, damit verwiesen sie aber auch die Öffentlichkeit auf die eigentliche Weise des historischen Verstehens und auf die Grundlage jeden historischen Neuanfangs. In derselben Schrift gestanden die deutschen Bischöfe das Versagen ihrer Amtsbrüder ein, dem nationalsozialistischen Unheil zu wehren, und bekannten deren Schuld. Eine gelehrte Erläuterung, eine wort- und bilderreiche Darstellung des Unrechts und des Chaos der Vergangenheit werden nichts bewirken, wenn wir uns nicht daran erinnern, daß das Böse im Menschen auch in Zukunft überhandnehmen kann und daß das einzige Mittel dagegen Wachsamkeit ist. Christliche die Wachsamkeit des einzelnen übten die sechs Frauen und Männer aus dem Erzbistum Bamberg, die als Opfer des Nationalsozialismus ihr Leben verloren. Ihr Schicksal mahnt uns, ihre Wachsamkeit kann uns staatsbürgerliches Vorbild sein.



Alfred Andreas Heiß

* 18. April 1904 in Triebenreuth bei Stadtsteinach,
hingerichtet am 24. September 1940
im Zuchthaus Brandenburg-Görden

Ein halbes Jahr Unterricht in der Handelsschule Hartmann in Bamberg genügten dem intelligenten Bauernbuben aus Triebenreuth bei Stadtsteinach, im Leben seinen Weg zu machen. 1930 ging er nach Berlin und schaffte es, Angestellter im Mittleren Justizdienst zu werden, Jahresgehalt 2003 Reichsmark. 1932 trat er in die Zentrumsparterie ein, um Staat und Kirche gegen den Nationalsozialismus zu verteidigen. Weil er glaubte, man könne mit SA-Männern auch noch nach dem 30. Januar 1933 diskutieren, und weil er katholische Eltern öffentlich aufforderte, ihre Kinder nicht in die HJ zu schicken, da diese religionsfeindliche Grundsätze vertrete, wurde er denunziert und zehn Wochen im KZ Columbia in Berlin festgehalten. Über das, was er in der Haft erleben mußte, sagt er nichts. Er hatte erkannt, daß das vorzüglichste Mittel des Staatsbürgers, seiner staatsbürgerlichen Aufgabe zu genügen – die freie, vernünftige Rede – unterdrückt wurde. Daher schwieg er. Was hätte er als kleiner Angestellter auch tun können? Er blieb seiner Gesinnung treu. Aus dem Staatsdienst war er entlassen worden. Das Bistum Berlin verschaffte ihm eine Verdienstmöglichkeit im Kirchensteueramt. Aus dem öffentlichen Leben zog er sich zurück. Zu laut jubelten die Menschen dem zu, was er als Lüge erkannt hatte. Er blieb unverheiratet.

1940 wurde er eingezogen. Auf dem Kasernenhof weigerte er sich, die Hakenkreuzfahne zu grüßen. Er lehnte es ab, für den Nationalsozialistischen Staat Dienst als Soldat zu tun, da der Nationalsozialismus antichristlich sei, wie es in der Anklageverfügung des Reichskriegsgerichtes heißt. Wegen Zersetzung der Wehrkraft wurde er zum Tode verurteilt und am 24. September 1940 in Brandenburg Görden hingerichtet.

Heiß' Haltung erschreckt. Wir sind versucht, dem offenen, geraden Blick dieses Menschen auszuweichen. Doch er hält uns fest und fordert Entscheidung. Entscheidung auch von uns heute, die wir in einer Gesellschaft leben, in der Frieden, Recht, und Toleranz und auch Wohlstand in einem noch nie dagewesenen Grad Wirklichkeit geworden sind. Nicht der Einsatz des Lebens wird gefordert, aber die klare und entschiedene persönliche Entscheidung für die Werte, die unsere Gesellschaft tragen. Diese Werte müssen im Alltag verwirklicht werden, und das fordert immer wieder persönlichen Einsatz: Einsicht in den umstrittenen Sachverhalt, Achtung vor dem anderen und Mut. Heiß wußte das. Seiner Nichte Gretl schrieb er zur Erstkommunion: *Liebes Nichtchen! Übergebe also an Deinem ersten heiligen Kommuniontage dem Heiland ein reines und von allem Unordentlichen losgelöstes Herz. ... Gewiß, es ist etwas sehr Schweres um das unbedingte Wahrsein, aber es ist auch das Wertvollste, was ein Mensch besitzt. Was Unwahrheit an Sünden und Elend im Gefolge hat, das werden Du und ich und wir alle noch in den nächsten Jahren nur zu gut erfahren. Diese Mahnung zur persönlichen Wahrhaftigkeit und diese Warnung vor den Folgen der Lüge gelten auch für den Erwachsenen, sie gelten für alle Zeit.*

In der Pfarrkirche St. Michael von Stadtsteinach erinnert eine Gedenktafel an Alfred Andreas Heiß.



Robert Limpert

* 15. Juni 1925 in Ansbach,
ermordet am 18. April 1945 ebenda

Was trieb den 20jährigen Robert Limpert im April 1945 dazu, in der elterlichen Wohnung Flugblätter zu verfassen, die die Bevölkerung von Ansbach zur kampflosen Übergabe der Stadt an die Amerikaner aufriefen, sie zu hektographieren und sie nachts in den Straßen der Stadt zu verteilen? Es gibt viele Menschen, die unter den Drohungen der Diktatur und den Härten des Krieges außergewöhnliche Entschlüsse faßten und zu Taten schritten, die auch das Leben des Handelnden fordern konnten. Limpert gehört zu ihnen.

Anfang März 1945 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen. Am 16. März erlebte er den Angriff amerikanischer Bombergeschwader auf Würzburg. Sein Herz und seine Nerven konnten der Wucht des Geschehens nicht standhalten. Er brach zusammen und wurde nach Hause entlassen. Einen Monat später näherten sich amerikanische Panzerspitzen Ansbach. Die Stadt sollte verteidigt werden. Limpert mag von der Befürchtung gepackt worden sein, sie werde das Schicksal Würzburgs erleiden. Das trieb ihn zu handeln. Was er tat, wie er verhaftet und von einem Standgericht zum Tode verurteilt wurde, hat man bis ins einzelne rekonstruieren können. Das Bild, das sich dabei ergab, zeigt Polizisten und Beamte, die Limpert, der von ein paar Hitlerjungen gesehen und angezeigt worden war, verhafteten und von Dienststelle zu Dienststelle schoben, bis der Stadtkommandant von der Angelegenheit erfuhr, es zeigt einen kalten, engstirnigen Nazi und Standhalteoffizier als Stadtkommandanten, der nicht nur die Zusammensetzung des Standgerichtes anordnete, sondern auch Todesurteil und Hinrichtung befahl, es zeigt ein Standgericht, das allen gesetzlichen Vorschriften zuwider ablief, und es zeigt Polizisten, Soldaten, Volkssturmmänner als Beteiligte, die nicht wußten, was sie tun sollten, die im Grunde auf den Einmarsch der Amerikaner warteten, die aber doch den Befehlen des schreienden Stadtkommandanten folgten. Als Limpert eine günstige Gelegenheit benützte und davonlief, hätte man ihn laufen lassen können, doch man holte ihn ein und hängte ihn an der Rathauswand auf. Vier Stunden später erreichten die Amerikaner den Marktplatz. Kein Schuß war gefallen, der Stadtkommandant hatte das Weite gesucht, die Polizisten saßen im Rathaus und ließen sich gefangennehmen.

Was trieb Limpert zur Tat? War es die Befürchtung, in seiner Heimatstadt das erleben zu müssen, was er kurz zuvor in Würzburg gesehen hatte? Diese Furcht ist natürlich, aber sie lähmte Limpert nicht, sie führte ihn nicht zur Meinung, daß man nichts tun könne und Befehlen gehorchen müsse, sie war nicht gelähmt von dumpfer moralischer Gleichgültigkeit, sie war auch nicht aufgepeitscht von der Vernichtungsorgie, die in den letzten Kriegstagen allseits herrschte. Limpert war, wie sein Tagebuch zeigt, ein tief religiöser Mensch. Er bereitete sich auf ein Leben vor, das er unter den Wahlspruch „pietas, castitas, caritas“ gestellt hatte. So darf man mit Recht annehmen, daß nicht nur natürliche Furcht ihn trieb, sondern der Wille, das zu tun, was ihm möglich war, um Ansbach und seine Bürger vor Vernichtung und Tod zu retten, und daß in ihm auch der Wille zur Christus nachahmenden Opferbereitschaft wirkte. Damit verdient er zu Recht den Ehrentitel eines Märtyrers. Ansbach gedenkt Robert Limperts alljährlich am Ort des Geschehens.



Pater Petrus (Karl) Mangold

* 31. Januar 1889 in Scheinfeld (Mittelfranken),
gestorben am 18. Juli 1942 im KZ Dachau

Der Bäckermeister Christoph Mangold war zweifellos ein frommer Mann. In dem fränkischen Städtchen Scheinfeld versah er das Amt des Stadtkirchners. Sein Sohn Karl sollte es einmal besser haben im Leben, vielleicht sogar Stadtpfarrer werden. Jedenfalls schickte er ihn nach Bamberg zu den Franziskanern in das Antonianum und auf das Neue Gymnasium. Dort machte Karl auch Abitur. 1911 trat er in das Ordensnoviziat ein und begann das Theologiestudium an der Hochschule der Franziskaner in München. 1914 zog er ins Feld, im Februar 1920 kehrte er aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück. Im selben Jahr wurde er zum Priester geweiht. Karl, der als Ordensmann den Namen Petrus angenommen hatte, sah seine Zukunft deutlich vor Augen: ein Leben in der Nachfolge des heiligen Franz im Dienst der Kirche und des Nächsten.

Ahnte er, was ihm bevorstand, als ihn die Ordensleitung 1940 mit dem Kommissariat des Ordens für das Sudetenland betraute? Mangold übernahm die Aufgabe, die Rechte und Besitzungen seines Ordens gegenüber der neuen Staatsmacht zu vertreten. Der neue Staat aber war – seitdem die Tschechoslowakei 1938 gezwungen worden war, das Sudetenland an das Reich abzutreten – der nationalsozialistische Staat. Im Sudetenland war er nicht an das Reichskonkordat gebunden, er hatte diesen Vertrag ja für Deutschland in den Grenzen von 1933 geschlossen. Im Sudetenland konnte er, ungehemmt von völkerrechtlichen Verträgen zeigen, welche Rolle es der Kirche in einer nationalsozialistischen Zukunft zubilligen würde.

Pater Petrus Mangold verteidigte sich und die Rechte seines Ordens mit Würde und Festigkeit, doch die Gestapo kannte weder Recht noch Rücksicht. Pater Petrus wurde im März 1941 verhaftet und in das KZ Dachau gebracht. Die Behandlung der Häftlinge in den Konzentrationslagern zielte konsequent darauf ab, durch Schwerstarbeit, Hunger und barbarische Mißhandlungen die körperliche Widerstandskraft des Inhaftierten zu untergraben und seinen persönlichen Widerstandswillen zu brechen. Pater Petrus und seine Leidensgenossen faßten ihren Leidensweg als Christusnachfolge auf und fanden Trost in dem Gedanken, daß diese nicht nur nach Golgatha, sondern auch zur Auferstehung führen werde. Das gab ihnen die Kraft zum Durchstehen und zum Widerstehen. Mangold konnte ein Verzeichnis der mit ihm inhaftierten deutschen Priester erstellen und es aus dem Lager schmuggeln. Es enthält die Namen von 250 Geistlichen.

Lange konnte Pater Petrus Mangold den Entbehrungen des Lagerlebens nicht standhalten. Er litt an schmerzhaften wassersüchtigen Schwellungen des Leibes und der Beine und an Darmkatarrh. Eine Kreislaufschwäche setzte seinem Leben am 18. Juli 1942 ein Ende.



Schwester Aloysia (Luise) Löwenfels

* 5. Juli 1915 in Trabelsdorf (Oberfranken),
ermordet am 9. August 1942 im KZ Auschwitz

Luise Löwenfels war das neunte Kind einer jüdischen Familie in Trabelsdorf bei Bamberg. Warum sich das Mädchen in die katholische Kirche zu den Maian-dachten schlich? Wahrscheinlich wollte sie einfach bei ihren Schulfreundinnen sein, und die melodiosen Marienlieder mögen ihr gefallen haben. Aber je älter sie wurde, desto mehr nahm der Gedanke von ihr Besitz, katholisch zu werden, und der entschiedene Widerspruch ihres ältesten Bruders mag dazu beigetragen haben, daß dieser Wunsch zum festen Entschluss reifte. 1935 bewarb sie sich um Aufnahme in das Kloster der Benediktinerinnen in Eichstätt, doch die frommen Frauen fürchteten Schwierigkeiten – es war das Jahr der Nürnberger Gesetze – und wiesen Löwenfels ab. In Recklinghausen nahm sie die Stelle einer Erzieherin bei einer jüdischen Familie an. Noch im selben Jahr ließ sie sich taufen. Als die öffentliche Ächtung der Juden immer schlimmer wurde, emigrierte sie 1937 nach Holland und trat dort, in Geleen-Lütterade, in den Orden der Armen Dienstmägde Jesu Christi ein. Das Photo, das wir von ihr besitzen, zeigt eine durchgeistigte, sehr sensible junge Frau. Der nach innen gewandte Blick mag auf die inneren Kämpfe und das seelische Leid hinweisen, das sie durchstehen mußte, bis sie sich durchgerungen hatte, ihrer Berufung zu folgen.

Im Laufe des Jahres 1942 begann die SS, die Juden Deutschlands und der besetzten Länder Europas in die Vernichtungslager des Ostens abzutranspor-tieren. Auch in Holland wurden die Juden verhaftet. Gegen den Abtransport pro- testierten die holländischen Bischöfe in einem Hirtenbrief, den sie am Sonntag, dem 26. Juli 1942, von allen Kanzeln verlesen ließen. Der Mut der holländischen Bischöfe und Pfarrer ist beachtenswert, er war jedoch auch folgenschwer. Die Gestapo nahm Rache. Sie verhaftete jetzt auch die Juden, die mit Nichtjuden verheiratet waren, und die getauften Juden. Schwester Aloysia Löwenfels wurde aus ihrem Kloster geholt. Am 7. August trat sie die Fahrt an, die in einer Gaskammer des KZ Auschwitz endete.

Luise Löwenfels wurde nicht wegen ihres christlichen Glaubens ermordet, sondern weil sie jüdischer Abstammung war, weil nationaler Größenwahn und rassistische Überheblichkeit einen ganzen Staat ergriffen hatten. Die deutschen Bischöfe nahmen sie zusammen mit weiteren 17 Judenchristen in das Deutsche Martyrologium auf. Sie taten es im Bewußtsein der Schuld, daß die Kirche und das deutsche Volk schwiegen, als es an der Zeit gewesen war, aus menschlicher und aus christlicher Verantwortung öffentlich zu protestieren und dem Unheil zu wehren.



Johann Wilhelm Wölfel

* 30. März 1902 in Bad Hall, Österreich,
hingerichtet am 3. Juli 1944 in Brandenburg-Görden

1929 ließ sich Hans Wölfel in Bamberg als Rechtsanwalt nieder. Im selben Jahr heiratete er. Eine glückliche und glänzende Laufbahn schien vor ihm zu liegen, wurde er doch auch am Oberlandesgericht als Anwalt zugelassen. Als Vorsitzender des Ortskartells der katholischen Vereine Bambergs hatte er Einfluß und genoß Ansehen. In den Wahlen des Jahres 1932 trat er entschlossen und unermüdlich auf der Seite der Bayerischen Volkspartei für die Sache der Weimarer Republik und der katholischen Kirche gegen den Nationalsozialismus ein. Nach der „Machtergreifung“ mußte er schweigen. In seiner Arbeit zeigte sich jedoch seine unveränderte Gesinnung: Er verteidigte immer wieder Bamberger, die vor dem Sondergericht Bamberg wegen angeblich staatsgefährdender Tätigkeiten angeklagt waren.

Im Juli 1943, während eines Urlaubs im Allgäu, äußerte sich Wölfel im Kreis von Bekannten über die politische Lage. Er sagte damals: Der Krieg könne nicht mehr gewonnen werden und Hitler sei der größte Wortverdreher aller Zeiten. Eine der Zuhörerinnen, eine junge Frau und Parteigenossin, denunzierte ihn. In den Verhören durch die Gestapo erklärte Wölfel, daß er bestimmten Lehren des Nationalsozialismus nicht zustimmen könne, da sie seiner christlichen Überzeugung widersprächen. Wölfel wurde in Berlin inhaftiert und vor den Volksgerichtshof gestellt. Dieser verurteilte ihn wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode. Am 3. Juli 1944 wurde Wölfel in Brandenburg-Görden hingerichtet.

Nicht alle, die vor dem Volksgerichtshof standen und wegen Wehrkraftzersetzung angeklagt waren, wurden zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung Wölfels muß daher als die bewußte Beseitigung eines Mannes gedeutet werden, der die Ideologie und den Machtanspruch des Nationalsozialismus ablehnte. Die Kraft zu dieser Haltung kam aus seiner religiösen Überzeugung. Schon als junger Mann hatte Hans Wölfel gedichtet: *Herrgott, nimm meine Seele in Deine Vaterhand, form Sie nach Deinem Willen und frei von allem Tand. Nimm sie und schlage wacker drein, und haue sie zu Fels und Stein, auf den Dein Glaube ist gestellt, an dem der Lüge Meer zerschellt – Herrgott, schlag drein!* Die jugendliche Begeisterung dieses Gedichtes wandelte sich im Laufe des Lebens zu unermüdlicher Berufsarbeit im Suchen nach einer gerechten Urteilsfindung, zur selbstverständlichen Hilfsbereitschaft für alle, die Hilfe brauchten, zu einer selbstverständlichen Frömmigkeit, die sich im regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes in seiner Heimatpfarrei St. Gangolf zeigte. Eine Trennung von Privatleben, Berufsangelegenheiten und politischen Zielsetzungen war ihm fremd. Hans Wölfel suchte die Einheit seines Lebens im christlichen Glauben und formte seine Persönlichkeit nach christlichen Grundsätzen. Das befähigte ihn zum entschiedenen Widerstand gegen eine ungerechte und widerchristliche Staatsgewalt.

Freunde und Berufskollegen ließen im Treppenaufgang des Oberlandesgerichts Bamberg für Hans Wölfel eine Gedenktafel anbringen mit der Inschrift: VINDEX - JURIS - PERIIT. Die Stadt Bamberg gab ihm ein Ehrengrab.



Matthias Kaiser

* 28. Juni 1921 in Kronach,
hingerichtet am 29. November 1944 im Wehrmachtsgefängnis
in Anklam (Mecklenburg-Vorpommern).

1938 trat Matthias Kaiser in das Schülerheim Aufseesianum in Bamberg ein, um das Gymnasium zu besuchen. Damals wurde die privatrechtliche Stiftung des Aufseesianums der kirchlichen Leitung entzogen und unter staatliche Verwaltung gestellt. Der morgendliche Gottesdienst in der Hauskapelle wurde abgeschafft. Nach Aussage eines Mitzöglings erstritt Kaiser von der Heimleitung die Erlaubnis, daß die Schüler die heilige Messe nach wie vor auch werktags besuchen durften. Es waren jedoch nur ein paar, die sich ihm zum Messebesuch in der nahe gelegenen St. Jakobskirche anschlossen. Vielleicht hätte sich Matthias später an sein damaliges Eintreten für den täglichen Gottesdienstbesuch gar nicht mehr erinnert, und doch ist man geneigt, dieser Episode eine gewisse, vielleicht sogar eine entscheidende Bedeutung für die Entwicklung des heranwachsenden jungen Menschen zuzumessen. Er hatte sich entschlossen, er hatte sein Wollen öffentlich vertreten, und nun ging er den Weg, den er sich damals bahnte.

Als Soldat besuchte Kaiser den Feldgottesdienst, wo es möglich war, er schloß sich den Kameraden an, die sich um einen Divisionspfarrer sammelten, und er glaubte, *daß sich hier in Rußland eine Gemeinschaft junger Christen zusammen (schart), die auf Gedeih und Verderb dem Herrn verfallen ist und die wieder einmal in Deutschland flammendes Leben wecken wird*, wie er in einem Brief nach Hause schreibt. Im Sommer 1942 wurde er bei Woronesch am Don schwer verwundet. Nach seiner Genesung ließ er sich zum Leutnant ausbilden. Damals mag das Photo aufgenommen worden sein, das ihn als Sohn seiner Heimat zeigt: kräftig, freundlich, jung und voll Hoffnung. Im März 1944 wurde er nach Rußland abkommandiert, an die Nordfront. Dort, in der sogenannten Pantherlinie am Peipussee, gleichsam in einem Schützenloch, entschloß er sich, Priester zu werden. Das überrascht. Unberührt von der geistigen Verwirrung des Nationalsozialismus und dem Chaos des Krieges glaubt dieser junge Mensch an Gott, glaubt an eine christliche Zukunft Deutschlands, und für diesen Glauben will er ein Leben lang arbeiten – ein Entschluss, der Respekt, ja Bewunderung verdient. Seinen väterlichen Freund, den Diözesanjugendseelsorger Jupp Schneider, der ihn einst für die katholische Jugend geworben hatte, bat er, er solle ihm ein Kreuzchen schicken. Jupp Schneider sandte ihm das Licht-Leben-Kreuz.

Kaiser trug dieses Kreuz, als seine Kompanie dem russischen Angriff nicht standhalten konnte, er trug es, als ihn das Feldgericht seiner Division „wegen Feigheit vor dem Feind“ zum Tod verurteilte, er trug es, als er am 29. November 1944 im Wehrmachtsgefängnis Anklam hingerichtet wurde. Es kann nicht mehr nachgeprüft werden, wie das Feldgericht zu diesem Urteil kam. Doch die Briefe, die Kaiser aus dem Feld schrieb, zeigen, daß er in der Erfüllung seiner Aufgabe als Soldat, als Leutnant und als Christ furchtlos seinem Gewissen folgte.

Das Grab Kaisers in Anklam trägt die Inschrift. DAS BLUT DER MÄRTYRER, DER SAME DER CHRISTEN. Der Kreis Junger Missionare, Ingolstadt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erinnerung an Matthias Kaiser zu pflegen. Auch Jupp Schneider hat seinen jugendlichen Freund nicht vergessen. Der Grundstein der Kirche Verkörperung Christi auf der Jugendburg Feuerstein bei Ebermannstadt trägt das Licht-Leben-Kreuz.



Das Licht-Leben-Kreuz

Dieses Kreuzchen schickte der Bamberger Diözesanjugendseelsorger Jupp Schneider (1903–1975) seinem jugendlichen Freund Matthias Kaiser, als sich dieser an der Front entschlossen hatte, nach dem Krieg Priester zu werden. Es trägt die griechischen Worte phos und zoe, Licht und Leben. Die Worte erinnern an den Prolog des Johannesevangeliums: *In Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen*. Es verweist auf die christliche Glaubenswahrheit, daß dem Menschen in Kreuz und Tod immer wieder Licht und Leben geschenkt wird. Das Zeichen geht auf altchristliche Zeiten zurück. Die Liturgische Bewegung um 1900 brachte es erneut in Erinnerung. Jupp Schneider ließ es in den Grundstein der Kirche Verklärung Christi des Jugendhauses Burg Feuerstein einmauern.

Mission

Als Kolumbus 1492 Amerika entdeckte und Magellans 1519–1521 als erster die Welt umsegelte, weitete sich der Horizont Europas zum Ganzen der Welt. Das gab den Antrieb zur Erforschung dieser Welt, zu ihrer Eroberung und zu dem Versuch ihrer Christianisierung. Leider ließen sich die europäischen Herren in Südamerika, später in Nordamerika, und dann in Afrika nicht vornehmlich von christlichen Grundsätzen leiten, ihre Methoden und Ziele waren die der Eroberer aller Zeiten: Macht, Unterwerfung und Reichtum auf Kosten der Unterworfenen. Umso bewundernswerter ist die Leistung der Männer, die damals als einzelne in eine Welt voller Ungewißheiten zogen, um das Christentum zu lehren: Franz Xaver († 1552) brachte das Christentum nach Indien und Japan, der deutsche Jesuit Adam Schall von Bell († 1666) lebte in Peking, reformierte den chinesischen Kalender und hatte den größten Einfluß am Kaiserhof. Leider hatten diese heroischen Bemühungen einzelner auf die Dauer nur geringen Erfolg.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert erwachte ein neuer, unerwartet kräftiger Wille zur Missionierung. Die neu gegründeten italienischen, französischen und deutschen Missionsorden verfolgten ihre Aufgabe planmäßig und fanden breite Unterstützung in der Bevölkerung. Auch die anglikanische Kirche, die evangelische Kirche und zahlreiche amerikanische Glaubensgemeinschaften missionierten in Afrika und China. Die imperialen Staaten gewährten den Missionaren Schutz. Wenn heute das Christentum über die ganze Welt hin verbreitet ist, dann ist das – sieht man von der frühen Christianisierung Südamerikas durch Spanier ab – der mühevollen und aufopfernden Arbeit der Missionare des 19. Jahrhunderts zu danken.

Stellen wir fest: Die Kirche war der erste „global player“. Noch im 19. Jahrhundert beschränkten sich die europäischen Staaten auf die Abgrenzung von Interessensphären und auf „Inbesitznahme“ bestimmter Territorien. Eine wirtschaftliche Verflechtung gab es nur in Anfängen, eine kommunikative Vernetzung, die man in etwa mit der heutigen vergleichen könnte, überhaupt noch nicht, und die kulturelle Kontaktnahme geschah über Missionare. Es waren vor allem Missionare, die geographische, ethnographische und linguistische Forschungen betrieben und die ersten Beziehungen mit fremden Stämmen und Völkern knüpften. Dabei erwiesen sie sich – sie mußten es, wenn sie bestehen wollten, – als kontakt- und kommunikationsfähige Leute. Die Missionsstation bestand nicht nur aus Kloster und Taufkapelle, daneben entstanden auch die Schule, die Handwerksstätte, das Krankenhaus. Damit wurde die Grundlage für eine gesunde wirtschaftliche und geistige Entwicklung der neuen Gemeinden von unten gelegt.

Zweifellos erstrebte die Missionierung des 19. Jahrhunderts auch die „Europäisierung“ der Verhältnisse im Missionsland. Im Laufe der Zeit erkannten die Missionare jedoch diesen Versuch als Irrweg. Immer mehr lernten sie, den

Eigenwert der fremden Kulturen zu schätzen, und bemühten sich, das Christentum in den fremden Lebenswelten zu „inkulturieren“, das heißt die Elemente der einheimischen Kultur und des heimischen Brauchtums, die dem christlichen Wesen nicht widersprachen, in Liturgie und Sakramentenspendung zu übernehmen. Die Missionierung wandelte sich zur Mission. Es kam es zu einem wechselseitig bereichernden Austausch. Die Übernahme des christlich europäischen Angebotes erwies sich an vielen Orten als kräftiger Anstoß zur Entwicklung einer eigenständigen geistigen, religiösen und auch politischen Kultur. Heute hat sich die Inkulturation des Christentums schon lange vollzogen, die ersten einheimischen Bischöfe wurden in den 20er Jahren geweiht, die Missionsstationen in Afrika, Südamerika und im pazifischen Raum sind schon lange zu selbständigen Kirchen geworden, die ihr eigenes Leben leben und von sich aus und auf ihre Weise versuchen, neue Anhänger zu gewinnen, oder gezwungen sind, sich in einer feindlichen Umwelt zu behaupten.

Die von Europa verursachten weltpolitischen Ereignisse waren dieser Entwicklung nicht günstig. Zwei Weltkriege unterbrachen die Missionsarbeit. Als die Kolonialmächte ihre Kolonien in die Freiheit entließen, bürdeten sie den jungen Staaten die Grenzen auf, die sie einst im eigenen Interesse gezogen hatten. Während des Kalten Krieges standen sich West und Ost am Eisernen Vorhang gegenüber, waffenstarrend doch still, in der Dritten Welt jedoch konnten sie agieren. Ihr „globales Spiel“ bestand darin, Bündnispartner zu kaufen, Macht-sphären abzugrenzen und die eigenen Gegensätze auf dem Rücken der unterentwickelten Völker auszutragen.

Und heute? Hat die westliche Politik der „Globalisierung“ die Kulturen, die Völker, den Menschen, im Auge? Unsere Medien berichten von Globalisierung gewöhnlich im Zusammenhang mit gesteigertem Wirtschaftswachstum des Westens, gesteigerten Exportziffern und gestiegenen Aktienkursen. Ist das wirklich die richtige Art eines weltweiten Spieles, an dem sich alle Völker als gleichberechtigte Partner beteiligen können, oder diktieren hier nicht die Wirtschaftsinteressen des Westens, was die Völker der Dritten Welt zu tun und womit sie sich zu begnügen haben? Der Gegensatz zwischen den arabischen Ländern und der westlichen Welt, der gerade in unseren Tagen überdeutlich geworden ist, weist auf das Problem hin. Es wäre gut, wenn die Verfechter der Globalisierung anfangen, die Lebensweise der Völker der Dritten Welt und ihre geographischen und historischen Bedingungen mehr zu berücksichtigen und so auf die Menschen und ihre täglichen Bedürfnisse einzugehen, wie es der erste „global player“, die Kirche, in jeder kleinen Missionsstation tut.

Es gibt Aufgaben genug, denen sich eine christliche Mission heute widmen kann: Nicht überall werden die Menschenrechte anerkannt, nicht immer wird die Verschiedenheit der Abstammung, der Kultur und der Religion geachtet, noch ist die Frau nicht in allen Kulturen die gleichberechtigte Partnerin des Mannes. Ob die Armut in vielen Teilen der Welt darauf zurückzuführen ist, daß sie in früherer Zeit „Kolonien“ der europäischen Mächte waren, sei dahingestellt, doch

wenn wir „christlichen Europäer“ die grundlegende und einmalige christliche Forderung der unbedingten Gottes- und Nächstenliebe ernst nehmen, dann können uns Armut, Unwissenheit und soziale Unterdrückung, die in vielen Teilen der Welt herrschen, nicht gleichgültig lassen, dann ist es Europas Aufgabe, seinen Reichtum, seinen materiellen, geistigen und religiösen Reichtum, mit den Menschen der Welt zu teilen. Soziale Gerechtigkeit heute kann nicht mehr nur Angelegenheit der Innenpolitik eines Staates sein, es ist ein Ziel, das von einer Völkergemeinschaft der Welt angestrebt werden muß. In dieser Hinsicht ist Mission nötig und notwendig – in Europa selbst und bei anderen Völkern. In diesem Sinne ist der biblische Auftrag ein moderner Auftrag.

Papst Johannes Paul II. ist ein entschiedener Verfechter der Mission. Erstmals 1986 und wieder im Januar 2002 lud er die Vertreter aller Weltreligionen nach Assisi zu einem gemeinsamen Friedensgebet. Auf seinen zahlreichen Reisen warb er mehr als jeder andere Wortführer irgendeiner Religion um gegenseitiges Verstehen und gegenseitige Achtung unter den Religionen. Gerade darin liegt die eigentliche Leistung dieses Papstes: Er beharrt auf der Einmaligkeit der Lehre Christi und gleichzeitig wirbt er für Anerkennung und Achtung unter allen Kulturen und Religionen der Welt. Ein Widerspruch? Toleranz war schon immer eine eminent geistige Leistung – wenn man sie nicht mit Gleichgültigkeit verwechselt. Von uns heute wird diese Leistung verlangt. Sie zu erbringen ist Voraussetzung dafür, daß der wirtschaftliche und politische Globalisierungsprozeß gelingt. Die Kirche als erster und ältester „global player“ hat diese weltweite Mission erkannt. Die Zukunft des Christentums liegt darin, daß sich diese Auffassung bei uns zu Hause und in der Welt durchsetzt.

Aus dem Erzbistum Bamberg stammen vier Frauen und Männer, die ihr Leben der Mission, den Menschen in fernen Ländern und der christlicher Lebensgestaltung widmeten und es dabei verloren. Der älteste von ihnen, Pater Matthäus Rascher aus Sambach bei Pommersfelden, verlor 1904 sein Leben auf Deutsch-Neuguinea, der jüngste, Bruder Kilian Knörl aus Heroldsberg bei Waischenfeld 1988 in Simbabwe. Ihr Arbeiten zeigt uns die Entwicklung, die der Sendungsauftrag der Kirche im 20. Jahrhundert genommen hat: von der Missionierung und Europäisierung zu Beginn des Jahrhunderts hin zur Mission, zur Inkulturation des Christentums in der ganzen Welt. Ihr Leben ist Beispiele dafür, daß soziale Gerechtigkeit nicht nur eine Angelegenheit der Politik ist, sondern in erster Linie eine Angelegenheit der Überzeugungskraft von Mensch zu Mensch.



Pater Matthäus Rascher

* 12. September 1868 in Sambach (Oberfranken),
ermordet am 13. August 1904 in Baining (Papua-Neuguinea)

1885 war der nordöstliche Teil von Neuguinea Schutzgebiet des deutschen Kaiserreiches geworden, und die Herz-Jesu-Missionare von Hiltrup im Münsterland machten es sich zur Aufgabe, das Land zu christianisieren. 1895 übernahm Pater Rascher die Missionsarbeit auf der Insel Neupommern im Bismarckarchipel. Er erlernte die Sprache der Einheimischen und studierte ihre Lebensweise gründlich. Die Küstenbewohner, der Stamm der Tolai, betrieben ihre Wirtschaft mit Hilfe von Sklaven, lebten in Polygamie und waren auch dem Kanibalismus nicht abgeneigt. Die zur Aufrechterhaltung ihres Gesellschaftssystems notwendigen Sklaven gewannen sie auf Kriegszügen gegen den Stamm der Baining im Landesinneren. Die Missionare wollten diese Zustände beseitigen. Sie kauften jugendliche Sklaven los und siedelten sie in neu gegründeten Missionsstationen an. Damit begann eine planmäßige Umstrukturierung der sozialen Verhältnisse durch pädagogische und siedlungspolitische Maßnahmen. Man wird feststellen müssen, daß auch die damalige Missionierung schon wohl durchdacht, auf Dauer angelegt und den Bedürfnissen der Menschen entsprechend durchgeführt wurde.

Raschers Bemühungen scheiterten jedoch. Er unterschätzte die Kraft und Fortdauer der alten Lebensweise und rechnete auch nicht mit der Möglichkeit, daß die Abneigung der Einheimischen gegen die Neuerungen der Missionare zu einem Bündnis der seit alters verfeindeten Stämme führen könnte. Rascher verkannte, daß sich überlieferte Verhaltensweisen nicht durch mehr oder minder aufgezwungene Maßnahmen überwinden lassen. Den fortwährenden Ehebruch seines Hausburschen mit einem Baining Mädchen ließ er öffentlich mit Schlägen ahnden. Ingeheim organisierte der Hausbursche den Widerstand gegen die Mission. Am 13. August 1904 überfiel er mit seinen Stammesgenossen die Missionsstation. Pater Rascher tötete er selbst; weitere neun europäische Brüder und Schwestern und sieben einheimische Christen fielen dem Aufstand zum Opfer.

Raschers Tod weckt im Leser seiner Lebensgeschichte gemischte Empfindungen. Zweifellos waren zu seiner Zeit die Methoden und die Zielsetzung der Missionierung anders als die der Mission unserer Tage. Trotzdem verdienen Rascher und seine Gefährtinnen und Gefährten Anerkennung. Ihre aufopferungsvolle Arbeit steht beispielhaft für die große Zahl europäischer und amerikanischer Missionare der Zeit um 1900 in Afrika und Asien. Sie wirkten im kleinen und haben doch Wesentliches zum Entstehen der einen Welt und einer einigen Menschheit beigetragen.

Heute ist Vunamarita, die ehemalige Missionsstation Raschers, eine Kleinstadt. Die katholische Gemeinde und ihre einheimischen Geistlichen halten den üblichen Gottesdienst, führen das landesübliche Gemeindeleben und pflegen das Grab Raschers, seiner Mitbrüder und seiner Mitschwester.



Pater Rudolf Lunkenbein Salesianer Don Boscos

* 1. April 1939 in Döringstadt (Oberfranken),
ermordet am 15. Juli 1976 in Meruri (Brasilien)

1953, er ist gerade 14 Jahre alt, wird Rudolf Lunkenbein Schüler des Progymnasiums der Salesianer in Buxheim (Kreis Unterallgäu); 1958 geht er nach Sao Paolo (Brasilien) und beginnt im Haus der Salesianer das Noviziat; 1963 schickt ihn der Orden nach Meruri (Bundesstaat Mato Grosso) zu den Bororo Indianern. Zwei Jahre lang wurde er als Praktikant in seinem zukünftigen Missionsgebiet ausgebildet. 1965–1969 studiert Lunkenbein Theologie in der Heimat. Am 29. Juni 1969 wird er in Benediktbeuern zum Priester geweiht, anschließend kehrt er zurück nach Brasilien, nach Meruri zu dem Stamm der Bororos, zu seinen Indianern.

Schon Ende des 19. Jahrhunderts hatte es sich der Orden der Salesianer zur Aufgabe gemacht, die Indianerstämme Brasiliens zu missionieren. Lunkenbein trat also in ein traditionsreiches Unternehmen ein. Mehr und mehr war es Aufgabe der Missionare geworden, für das Heimat- und Lebensrecht der Indianer einzutreten. Diese wurden ja überall von brasilianischen Siedlern aus ihrem Lebensraum, dem tropischen Regenwald, verdrängt. Die Politik der staatlichen Indianerschutzbehörde FUNAI bestand darin, die Indianer in die brasilianische Gesellschaft einzugliedern. Dazu aber zeigten die Brasilianer wenig Bereitschaft, und die Indianer konnten einen derartigen Wechsel der Lebensverhältnisse nicht vollziehen.

Lunkenbein setzte sich für das Heimat- und Lebensrecht seines Stammes ein. Seine Aufgabe formulierte er so: *Zunächst einmal gilt es, diesen Menschen auf den Weg zurück ins Leben zu helfen, sie zur Selbstbesinnung zu bringen, ihnen klarzumachen, was in ihnen steckt, welche Kräfte sie einfach brach liegen, ... welch großartige Traditionen sie einfach verkommen lassen. Ich habe mich für sie eingesetzt, ihre Rechte für sie verteidigt.* Als Mitglied der staatlichen Indianerschutzbehörde bestand er darauf, daß das dem Bororo-Stamm rechtlich zustehende Territorium diesem auch gewährt werde, daß das Gebiet vermessen werde und daß die widerrechtlich eingedrungenen und wild rodenden weißen Siedler ausgewiesen würden. Am Morgen des 15. Juli 1976 sollte die Landvermessung beginnen. Mit den Vermessern erschienen jedoch auch 62 bewaffnete Siedler. Lunkenbein wollte zwischen den Beamten und den Siedlern vermitteln, schon waren die Meinungsverschiedenheiten geschlichtet, doch in einem neu entstehenden Wortwechsel schoß einer der Siedler Lunkenbein und seinen indianischen Begleiter nieder.

So verlor ein Mensch sein Leben, dessen Ideal es von Jugend auf war, sich für andere einzusetzen, der dies mit ungewöhnlichem Geschick und unermüdlicher Freundlichkeit tat, dessen Unternehmungsgeist und wagemutiger Drang in die Ferne ihr Ziel im Menschen und in der Menschenfreundlichkeit Gottes fand. Die Indianer trauerten um ihren Helfer viele Tage und bestatteten ihn feierlich wie einen ihrer Häuptlinge.



Dr. Johanna Decker

* 19. Juni 1918 in Nürnberg,
ermordet am 9. August 1977 in Lupane (Simbabwe)

1950 ging Frau Dr. Johanna Decker, Fachärztin für Neurologie, im Auftrag des Missionsärztlichen Instituts Würzburg nach Fatima, einer Missionsstation der Mariannahiller Missionare im Bistum Bulawayo (damals Rhodesien, heute Simbabwe). Dort übernahm sie die Aufgabe, das Krankenhaus einer mitten im Busch neu gegründeten Missionsstation, St. Paul im Bezirk Lupane, zu planen und zu leiten. Von 1958 bis 1977 verbrachte sie dort 19 Jahre ihres Lebens, heilend, lehrend, betend. Sie war eine reich begabte, mütterliche Frau. Das läßt ihr weiter, offener und strahlender Blick ahnen. Sie malte, sie schrieb Beiträge für tropenärztliche Zeitschriften, sie verfaßte ein Mysterienspiel, in dem sie mit ihren Schwesterschülerinnen die 14 Stationen des Kreuzwegs geht, in einem von ihr verfassten Gebet danken sie und ihre Schwestern Gott täglich für das Wunder der Geburt. Ihrem Tagebuch vertraut sie ihr reiches meditatives Leben an. Sie schreibt: *Gesundheit hat auch mit Wahrheit zu tun. Wir können nicht an unserem christlichen Sendungsbefehl vorübergehen, wenn noch Millionen unserer Brüder auf primitivster Stufe von Geisterfurcht geplagt leben und den letzten menschlichen Werten gegenüber in Unwissenheit leben.*

Hat Johanna Decker diesen Satz für „schwarze Heiden“ geschrieben oder nicht vielmehr für uns Europäer? Die Auffassung, daß körperliche Gesundheit und „Wahrheit“, der Zustand einer geistigen Harmonie des Einzelnen mit sich, seiner Umwelt und letzten religiösen Fragen miteinander verknüpft sind, ist wohl schon uralte, sie scheint aber von uns Europäern – die wir so sehr auf leibliche Gesundheit bedacht sind, den letzten menschlichen Werten aber oft recht gleichgültig gegenüberstehen – weitgehend vergessen worden zu sein.

Der Befreiungskampf, den die einheimische Bevölkerung in den 70er Jahren gegen die weißen Kolonialherren führte, kostete die Mariannahiller Missionare große Blutopfer: Sieben Schwestern und Brüder fielen den Unruhen zum Opfer. Auch Johanna Decker gehört zu ihnen. Am 9. August 1977 drangen zwei Untergrundkämpfer mit Schnellfeuergewehren in den Händen in das Hospital ein, plünderten dort und verprügelten jeden, der ihnen in den Weg kam. Wer konnte, floh in den Busch. Johanna Decker und eine einheimische Krankenschwester führten die Gewalttäter hinter das Haus und erschossen sie.

Das Lyzeum der Armen Schulschwestern in Amberg, an dem Johanna Decker Abitur machte, trägt heute ihren Namen.



Bruder Kilian (Valentin) Knörl

* 19. Februar 1930 in Heroldsberg (Oberfranken),
ermordet am 19. April 1988 in Empandeni (Simbabwe)

Valentin, der Sohn kleiner Bauersleute in dem abgelegenen Dorf Heroldsberg in der Fränkischen Schweiz, wollte in die Mission gehen. So schloß er sich mit 17 Jahren den Mariannahiller Missionaren in Reimlingen (Diözese Augsburg) an. Dort erhielt er eine gründliche Ausbildung als Landwirt. 1953 legte er die Profefß ab und wurde Bruder Kilian. 1960 sandte ihn sein Orden nach Rhodesien (heute Simbabwe). Auf verschiedenen Missionsstationen modernisierte er die landwirtschaftlichen Betriebe. 1974 wurde er nach Empandeni gerufen, damit er dort die Verwaltung der Landwirtschaftsgüter dieser ältesten und größten Missionsstation übernehme. Der Amandebele König Lobengula hatte die großen Ländereien 1884 den Jesuiten, den ersten Missionaren, geschenkt. Bruder Kilian, der – man ersieht es aus seinem Portrait – Skepsis mit Offenheit, Freundlichkeit und Witz verbinden konnte, dürfte ein guter Verwalter gewesen sein. Weithin kannten ihn die Leute als den „Viehdoktor“.

Die innenpolitische Entwicklung des Landes verlief damals, als Knörl nach Empandeni kam, sehr unruhig und ungewiß. Die weißen Siedler im Lande, meist Engländer, hatten 1965 die Unabhängigkeit der Kolonie Rhodesien von der britischen Krone ausgerufen. Sie glaubten, ihre Herrschaft über das Land auch in Zukunft aufrechterhalten zu können. Doch der Aufstand der einheimischen Bevölkerung gegen die weißen Herren stürzte das Land für ein Jahrzehnt in bürgerkriegsähnliche Zustände. Die Unruhen endeten, als am 18. April 1980 die weißen Siedler die Regierungsgewalt den politischen Vertretern der einheimischen Bevölkerung übergaben und England Rhodesien als neuen unabhängigen Staat Simbabwe anerkannte. Der 18. April wurde der Nationalfeiertag der neuen Nation.

Auch 1988 feierte die Bevölkerung den Tag der Unabhängigkeit von der Kolonialherrschaft in der üblichen, fröhlichen Weise. Für Bruder Kilian war es der Tag des Martyriums. Am Abend drangen vier Schwerbewaffnete in die Missionsstation, plünderten, trieben die weißen und schwarzen Brüder in einem Raum zusammen und fesselten sie. Dann wollte einer der Eindringlinge mit einer Axt auf die Gefesselten einschlagen. Bruder Kilian stürzte sich auf den Täter, um diesem zu wehren, doch unter mehreren Schüssen brach er zusammen. Die Banditen flohen.

Zeit seines Lebens hatte Bruder Kilian Wissen, Arbeitskraft und frohen Mut anderen gegeben. Nun gab er für sie auch sein Leben. Ein Holzkreuz auf dem Friedhof in Waischenfeld erinnert an Bruder Kilian Knörl.

Literatur

Allgemein;

Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts.
Hg. von Helmut Moll im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz.
2 Bände, Paderborn 1999.

Zeugen einer besseren Welt. Christliche Märtyrer des 20. Jahrhunderts.
Hg. von Karl-Joseph Hummel/Christoph Strohm im Auftrag der deutschen
Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland.
Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2000.

Zu Luise Löwenfels:

Mohr, Anne/Prégardier, Elisabeth: Passion im August (2.-9. August 1942).
Edith Stein und Gefährtinnen: Weg in Tod und Auferstehung.
Annweiler 1995.

Zu Robert Limpert:

Fröhlich, Elke: Ein junger Märtyrer.
In: Fröhlich, Elke: Die Herausforderung des Einzelnen. Geschichten über
Widerstand und Verfolgung.
München 1983.

Zu Hans Wölfel

Thomas, Christa: Das Leben H. Wölfels, des Bamberger Blutzeugen.
Nürnberg 1947.

Braun, Lothar: Hans Wölfel (1902 -1944).
In: Lebensbilder aus dem Bamberger KV als Festschrift zum 60. Stiftungs-
fest der katholischen Studentenverbindung Mainfranken Bamberg im
Kartellverband katholischer deutscher Studentenvereine, hg. von Lothar
Braun.
Bamberg 1990.

Albart, Rudolf: Vom Hakenkreuz zum Sternenbanner,
Bamberg o. J.

Zu Matthias Kaiser

Reindl, Alwin: Matthias Kaiser. Bekennender Katholik und Opfer des
Nationalsozialismus. In: BHVB 134 (1998).

Haas, Johannes, und Karl-Heinz Löckmann: Licht und Leben - Matthias
Kaiser (1921 - 1944), 2. Auflage 1994.
Herausgeber: KIM-Zentrale, Wenigerstraße 35, 85053 Ingolstadt.

Zu Alfred Andreas Heiß

Reindl, Alwin: Alfred Andreas Heiß (1904-1940), in: Rupprecht, Klaus,
Hg.: 850 Jahre Stadtsteinach. Eine Amtsstadt im Spiegel der Gescxhichte.
Neustadt an der Aisch 2001.

Über Alfred Andreas Heiß wird noch 2002 eine Biografie, verfaßt von
Alwin Reindl, im Buchhandel erscheinen.

Zu Rudolf Lunkenbein

Röhrig, Hans-Günter: Laßt uns leben. Ermordet - für die Rechte der
Indianer. Wirken und Tod von P. Rudolf Lunkenbein.
Bamberg 1978

Zu Johanna Decker und Kilian Knörl

Balling, Adalbert Ludwig: Keine Götter die Brot essen. Sondern Brücken-
bauer zwischen Schwarz und Weiß. Bischof Adolph Gregor Schmitt und
weitere Mariannahiller Missionare in Rhodesien/Simbabwe.
Missionsverlag Mariannahill Würzburg 2001.

Falls Sie selbst, Ihre Pfarrgemeinde, Ihr Verein daran interessiert sind, Näheres
über die zehn Märtyrer des 20. Jahrhunderts aus dem Erzbistum Bamberg,
über die Rolle der Kirche im Dritten Reich oder über die Mission der Kirche
in der Welt von heute zu erfahren, falls Sie eine Ausstellung über die zehn
Märtyrer in Ihrer Pfarrei zeigen wollen, wenden Sie sich an:

Dr. Alwin Reindl, Studiendirektor a. D.
Am Weingarten 5
96117 Memmelsdorf
Tel.: 0951- 44391
e-mail: Alwin.Reindl@t-online.de

Impressum

Herausgeber: Pressestelle des Erzbischöflichen Ordinariats

1. Auflage November 2002

Schriftenreihe der Pressestelle des Erzbischöflichen Ordinariats

Nr. 18, November 2002

Text: Alwin Reindl

Graphische Gestaltung: M. Reindl: Werbung - Graphikdesign, Coburg